



Catherine Aurel

Der Turm der Liebenden

Historischer Roman



PENGUIN VERLAG

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967



PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen
von Penguin Books Limited und werden
hier unter Lizenz benutzt.

1. Auflage 2019

Copyright © 2019 Penguin Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Das Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Das Zitat auf S. 600 stammt aus:

Dante Alighieri, *Die Göttliche Komödie*, Askanischer Verlag.

Umschlag: Bürosüd

Umschlagmotiv: Bürosüd

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10410-0

www.penguin-verlag.de



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Personenverzeichnis

(Historische Persönlichkeiten sind mit einem * versehen)

Das Haus Gherardesca

Ugolino della Gherardesca (*), Oberhaupt der guelfischen
Linie des Hauses Donoratico

Capuana (*), Ugolinos zweite Ehefrau

Guelfo (*), Gaddo (*), Uguccio (*), Lotto (*), Ugolinos
Söhne aus erster Ehe

Matteo (*) und Beatrice (*), Ugolinos Kinder aus zweiter Ehe

Nino (*), Enrico (*) und Anselmuccio (*), Ugolinos
Enkelsöhne

Bianca, Enricos Frau

Guelfuccio (*), Enricos Sohn

Baccio da Caprona (*), ein treuer Gefolgsmann der
Gherardesca

Bonifazio (*), Vetter von Ugolino und Oberhaupt der
ghibellinischen Linie des Hauses Donoratico

Ranieri, genannt Neri (*), Bonifazios Bruder

Gaddo (*), Bonifazios Sohn

Nino Visconti (*), Ugolinos Neffe, Oberhaupt der guelfischen
Visconti

Ganno Scornigliano (*), ein Gefolgsmann der Visconti

Die Ghibellinen von Pisa

Das Haus Sismondi (★)

Das Haus Lanfranchi (★)

Das Haus Gualandi (★)

Abelardo Gualandi, Pisaner Kaufmann

Riccia, seine Frau

Bona, Riccias Dienerin

Aziza, Abelardos Ziehtochter

Marcantonio, Azizas Hauslehrer

Bella, Azizas Tochter

Witwe Petrulia, Bellas und Bonas Nachbarin

Künstler

Giovanni di Simone (★), Pisaner Architekt und Baumeister

Jalil, arabischer Bauarbeiter

Nicola (★) und Giovanni (★) Pisano, Tino di Camaino (★),

Tommaso Pisano (★), Pisaner Bildhauer

Gironimo und Fabrice, Lehrlinge von Tino di Camaino

Elia, junger Pisaner Bildhauer

Michele Scacceri (★), Verwalter der Pisaner Dombauhütte

Gabriele, ein Glockenbauer

Fiora, seine Frau

Aiutamicristo, genannt Cristo, Gabrieles Gefährte

Politiker

Alberto Morosini (*), Guido da Montefeltro (*), Ugucione della Faggiola (*), Piero Gambacorta (*), Herren von Pisa im 13. und 14. Jahrhundert
Castruccio Castracani (*), Herr von Lucca

Klerus

Ruggieri degli Ubaldini (*) und Otto von Sala (*), Erzbischöfe von Pisa
Maurizio (*), Ruggieris Neffe
Lotario, Waisenknabe, später Domkanoniker und Rechtsgelehrter
Bruder Gismondo, ein Mönch

Prolog

Pisa 1373

»Eines schönen Tages erwachte der große Baumeister Bonanno beim ersten Dämmerlicht. Sobald er sich aus dem Bett erhoben hatte, richtete er wie immer ein Gebet an Gott, ein zweites an die Jungfrau Maria, ein weiteres an den Heiligen Ranieri, einen großen, gleichwohl sehr bescheidenen Sohn Pisas. Erst dann schlüpfte er in seinen Kittel, klopfte sich den Staub ab, spülte seinen Mund mit Wein – und just in diesem Augenblick fiel sein Blick auf den Domplatz. Der Weinkrug entglitt Bonannos Händen. Sie zitterten, als er sich bekreuzigte, ein Ruf des Entsetzens kam über seine Lippen.«

Der Mönch machte eine kunstvolle Pause. Erst als er sich sicher war, dass die Blicke sämtlicher Umstehenden auf ihn gerichtet waren, fuhr er heiser raunend fort: »Bonanno starrte auf den frei stehenden Glockenturm – oder vielmehr auf das, was ein solcher werden sollte. Er selbst überwachte seit nunmehr einem Jahrzehnt die Bauarbeiten, erst kürzlich war das dritte Stockwerk fertiggestellt worden. Doch nun musste er Schreckliches feststellen.«

Eine noch längere Pause folgte, bis die Versammelten den Atem anhielten, obwohl sie den Ausgang der Geschichte längst kannten.

»Der Turm hatte sich über Nacht geneigt«, flüsterte der Mönch, »er wuchs nicht mehr gerade zum Himmel empor, er stand so schief wie ein vom Sturm umgeknickter Baum.«

Ein Raunen ging durch die Menge, lauter noch als das Rauschen der Pinie, die gleich neben der Eremitage des Mönchs wuchs. Sie war an jener breiten Straße entlang des linken Ufers des Arnos errichtet, die von

Pisa zum Hafen führte, und nur ein kleines Stück von weiteren Hütten entfernt, in denen ebenfalls Männer Gottes wohnten. Die Mönche taten den ganzen Tag nichts anderes, als zu beten und um Almosen zu betteln – und dann und wann Geschichten zu erzählen. Es waren spannende, wundersame, schreckliche und lustige Geschichten, und sie veranlassten die Reisenden, eine Pause einzulegen, neugierig zu lauschen und hinterher ergriffen ihre Geldbörse zu zücken.

Nicht dass sich der Mönch, der soeben die Geschichte des Baumeisters Bonanno und des Glockenturms der Stadt erzählte, allein darauf verließ. Neben der Holzhütte war ein Schaf angebunden, das ihn mit Wolle und Milch versorgte, sich heute jedoch leider als Störenfried erwies, weil es just in diesem Moment laut mähte. Das führte dazu, dass wiederum das Huhn im Holzverschlag aufgeregt gackerte, wie es das ansonsten nur tat, wenn es ein Ei legte – und schon war es dahin mit der Spannung.

Ein Kaufmann – zumindest ließ sein Gewand aus mit Gold bestickter Seide, vor allem die kostbaren Stoffknöpfe, mit denen die Tunika an der Brust geschlossen wurde, vermuten, dass er einer war – sagteforsch: »Na und? Jeder, der je in Pisa war, weiß, dass unser Glockenturm schief ist und das seit nunmehr zweihundert Jahren. Und fast jeder, der mit den Pisanern darüber gesprochen hat, weiß, wer Schuld daran hat.«

Nun war es der Mönch, der den Atem anhielt, nicht vor Aufregung, vielmehr vor Empörung, weil seine Erzählung so dreist unterbrochen wurde. Ebenso verdrossen war Cristo, der sich zu den Umstehenden gesellt hatte. Ihn hatte nicht die Geschichte herbeigelockt – er hatte sie oft genug gehört –, sondern die Geldbörsen der Passanten, ihre kostbaren Gürtel und ihr Schmuck.

Eben hatte er sich an den Kaufmann heranpirschen wollen, um unbemerkt den Dolch von seinem Gürtel zu klauen. Doch nun waren alle Blicke auf diesen Mann gerichtet, und Cristo musste in den Schatten

der Pinie treten und so tun, als wäre er einzig an den Worten des Kaufmanns interessiert.

»Guglielmo von Innsbruck trägt die Verantwortung dafür, dass der Turm schief ist«, fuhr der Kaufmann fort, die finstere Miene des Eremiten missachtend. »Er hatte einen größeren Buckel, als meine Katze ihn macht, wenn sie einem knurrenden Köter begegnet, und er hat für Bonanno die Steine des Turms so aufeinandergeschichtet, dass der Turm am Ende seinem schiefen Rücken glich. Es heißt, er wollte sich an Gott für seinen Buckel rächen – oder an den Pisanern, die ihn deswegen verspotteten.«

Der Mönch musterte den Mann grimmig, Cristo hingegen sah sich lieber nach seinem nächsten Opfer um.

Cristo hieß eigentlich Aiutamicristo – Hilf mir, Christus –, und bis heute hatte er keine Ahnung, ob seine Mutter die Hilfe Christi ihm oder sich selbst gewünscht hatte, als sie ihn so hatte taufen lassen. Als er alt genug gewesen war, um diese Frage zu stellen, nämlich vier, war sie schon tot gewesen. Und mit seinen mittlerweile zehn Jahren war er längst zu dem Schluss gekommen, dass man nicht auf Christus zählen sollte, sondern sich selbst helfen musste.

Könnte er vielleicht die junge Gattin eines Greises, deren Augen fast aus den Höhlen und deren Brüste fast aus dem engen Kleid quollen, bestehlen? Diese war im Übrigen ebenfalls der Meinung, sie könnte mitreden, denn soeben erklärte sie: »Guglielmo hat den Turm nicht schief gebaut, weil er selbst einen schiefen Rücken hatte, sondern weil Bonanno ihm nicht den vereinbarten Lohn bezahlt hat. Daraufhin wurde er so zornig, dass er dem Turm den Befehl gab, sich zur Seite zu neigen.«

Cristo pirschte sich unmerklich an die Frau heran, die zwar keine Geldbörse trug, am Ausschnitt des engen Kleides aber ein paar Perlen. Ob er eine abreißen könnte, ohne dass sie es bemerkte? Allerdings könnten diese nur allzu schnell in den Schlitz ihrer Brüste kullern. Besser,

er beklautete den jungen Mann, der am Holztisch vor der Eremitage saß. Zugegeben, dieser war nicht besonders elegant gekleidet. Weder trug er Samt und Seide noch Stoffknöpfe und erst recht keine Perlen, sondern lediglich eine schlichte Tunika aus Schafwolle. Aber an seinem Gürtel hing ein Beutel, und der sah sehr schwer aus. Cristo hätte schwören können, dass er randvoll mit Münzen war, und es begann ihm in den Fingern zu jucken!

Den Eremiten juckte gar nichts, er hob drohend die Hand, die er eben noch in seiner rauen Kutte versteckt gehalten hatte. »Was für ein Unsinn! Kein Mensch vermag es, einem Turm zu befehlen, schief zu werden, der eben noch gerade stand! Kein Fluch wäre mächtig genug! Gott allein hat die Macht, ganze Türme zu zerstören.«

»Aber dass der Turm verflucht ist, leugnest du nicht«, warf die Frau mit den großen Brüsten ein. »Kein Wunder, er wurde schließlich in der Nähe eines Gräberfeldes errichtet. Und in diesen Gräbern liegen nicht nur gute Christenmenschen begraben, auch Sarazenen und Juden.«

Cristo hatte den jungen Mann erreicht, stellte fest, dass der Sack, in dem sich wohl etliche Münzen befanden, mindestens zweimal verknötet war. Verdammt! Cristo war nicht gut darin, Knoten zu lösen, zumindest nicht so gut wie Silvio, mit dem er sich manchmal das taubenverschissene Eckchen hinter dem Brunnen von San Cristofano teilte. Wobei er Silvio nicht unbedingt brauchte, Cristo trug ja sein kleines Messer mit sich, mit diesem konnte er den Lederbeutel aufschlitzen und ... Himmel!

Der Mann, der eben noch gemächlich am Holztisch gesessen hatte, erhob sich abrupt. »Wenn man zu erklären versucht, warum der Turm schief ist, sollte man nicht allein von Gott und von Männern reden«, sagte er, »nein, wenn man die Geschichte des Turms erzählt, sollte der Name einer Frau fallen.«

Alle fuhren zu ihm herum, und Cristo überlegte, ob ihm das zum Vorteil oder Nachteil gereichte. Zwar starrten alle neugierig in das

Gesicht des Mannes, jedoch nicht auf seinen Gürtel. Leider hatte sich der Mann aber soeben leicht von ihm weggedreht.

»Von welcher Frau redest du?«, fragte der Kaufmann und haderte sichtlich damit, dass ein anderer noch vorlauter war als er.

»Nun, von ... Aziza.«

Ein heiserer Schrei ertönte, von dem Cristo kurz nicht sagen konnte, wer ihn ausgestoßen hatte. Der Kaufmann jedenfalls nicht, der murmelte nur, dass er diesen Namen noch nie gehört hatte. Erst verspätet erkannte Cristo, dass er aus der Richtung des Mönchs gekommen war. Dessen Gesicht, gefurcht wie der Stamm der Pinie, lief rot an. Seine Miene verriet kein geringeres Entsetzen, als es Bonanno beim Anblick des schiefen Turms überkommen haben musste. Er schnappte nach Atem, als hätte der junge Mann nicht einfach nur einen Namen genannt, sondern ihm vielmehr die Hände um den Hals gelegt und zuge-drückt. Seine Augen schienen feucht zu werden, sich dann in den Höhlen zu verstecken, als wäre es eine Zumutung, die Welt betrachten zu müssen. Und noch etwas war da in seiner Miene zu lesen, kein kurz aufflackerndes Gefühl, sondern etwas, das schon seit vielen Jahren sein Leben verdunkelte. Schlechtes Gewissen. Verzweiflung. Trauer.

»Wage nie wieder, den Namen dieser Frau in meiner Gegenwart auszusprechen«, knurrte er, »und ihr anderen ... ihr anderen verschwindet jetzt!«

Er stampfte auf, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, wandte sich ab, ohne abzuwarten, ob sein Befehl befolgt wurde, und betrat hastig seine winzige Hütte. Er schlug die Tür so heftig zu, dass das ganze Gebäude erzitterte. Das Schaf mähte wieder, das Huhn gackerte noch närrischer. Kaum weniger nervös klang das Kichern aus dem Mund der jungen drallen Frau. Rasch riss es wieder ab, denn auf die brennende Neugierde folgte bald die Einsicht, dass diese hier und heute nicht gestillt werden würde. Sie zerrte ihren greisenhaften Mann mit sich, auch der Kaufmann ging zu seinem Diener, der mit den Pferden beim Wagen

wartete, und bald zerstreute sich der Rest. Nur der junge Mann, auf dessen Vermögen es Cristo abgesehen hatte, trat zur Tür der Eremitage, verharrte dort, schien kurz zu überlegen, ob er klopfen, sich gar gewaltsam Einlass verschaffen sollte. Am Ende tat er aber nichts von beidem, sondern ließ sich gedankenverloren, nahezu verstört auf die Bank fallen.

Endlich! Lautlos schlich sich Cristo an ihn heran, zückte sein Messer. Nur mehr ein kleiner Schnitt, dann würde wenigstens eine Münze hervorkullern, er müsste sich nur bücken und ... Die Klinge berührte das Messer noch nicht, als der Mann herumfuhr, ihn am Handgelenk packte, es leicht drehte, bis ihm vor Schmerz das Messer entglitt. Verdammt, es war doch sein einziger Besitz! Wobei der ihm im dunklen Kerker nichts helfen würde, in dem er jetzt unweigerlich landen würde!

»Was machst du denn da?«

Bis jetzt hatte Cristo den jungen Mann nur von hinten gesehen, festgestellt, dass er die Haare länger trug als die meisten Pisaner, außerdem weiche Locken hatte. Nun starrte er in Züge, so fein, als wären sie aus Elfenbein gemeißelt wie die vielen Madonnenstatuen der Stadt. Das Ebenmaß täuschte allerdings nicht über das Misstrauen hinweg, das aus der Miene sprach.

Cristo deutete hastig auf das Schaf, obwohl das ein geraumes Stück von ihm entfernt stand. »Ich wollte das Schaf scheren, um mir aus der Wolle Schuhe zu machen«, log er und deutete auf seine Füße, denen man ansah, dass sie nie Schuhwerk getragen hatten. Die Haut war verhornt, verschorft, die Nägel gelb und viel zu lang.

»Schuhe aus Wolle werden dir nichts nützen. Was du brauchst, ist Leder.«

Cristo nickte vermeintlich zerknirscht. Wenn der andere schon von Leder sprach, würde er sich womöglich gleich seines Lederbeutels und dessen Inhalts vergewissern, und damit sank die Chance, ihn doch noch zu bestehlen, endgültig. Nun, Hauptsache, er wurde losgelassen, doch

obwohl sich der Griff nun etwas lockerte, gab der Mann sein Handgelenk nicht frei. »Wenn du Geld für Leder von mir haben willst, musst du es dir verdienen.«

Cristo unterdrückte ein Stöhnen. Der Letzte, der ihm angeboten hatte, für ihn zu arbeiten, war ein Gerber gewesen, der von ihm verlangte, er müsse stundenlang im kalten Wasser stehen, die Häute spülen und sie hinterher in der stinkenden Gerbergrube einweichen. Nein danke!

Doch der Fremde fuhr fort: »Du stammst doch von hier, nicht wahr? Hast gewiss auch viele Geschichten und Legenden gehört. Ich ... ich brauche deine Hilfe, um ein Geheimnis aufzudecken.«

Cristo fing sich rasch wieder. Er hatte die Erfahrung gemacht, dass Geheimnisse wie Gerbergruben stanken, und hatte nicht vor, bis zu den Oberarmen darin zu wühlen. Dennoch behauptete er dreist: »Oh, ich kenne jedes Geheimnis von Pisa!«

»Dann weißt du auch, warum der schiefe Turm schief ist?«

»Durchaus«, nickte Cristo eifrig, hatte er den Eremiten doch schon öfter davon erzählen gehört – nicht immer in der hanebüchenen Variante von heute. »Natürlich war nicht der krumme Guglielmo daran schuld, was für ein Unsinn, sondern der feuchte Untergrund. Schließlich senkte sich der Turm nicht von einem auf den anderen Tag, sondern erst mit den Jahren. Nach den ersten drei Stockwerken ließ man den Bau deswegen ruhen, nahm ihn erst hundert Jahre später wieder auf, errichtete weitere Stockwerke. Ob der Turm aber nun krumm ist oder nicht, er bleibt ein Zeichen für den Ruhm Gottes. Die Menschen haben ja auch krumme Seelen, und Gott hört trotzdem nicht auf, ihnen seine Barmherzigkeit zu erweisen.«

Das hatte er sich nicht selbst ausgedacht, er gab nur die Worte des Eremiten wieder, um den jungen Mann zu beeindrucken. Der schien allerdings enttäuscht. »Du hast mich falsch verstanden. Es geht mir nicht darum, warum der Turm schief ist, sondern warum er schief blieb.«

»Weil ... weil ...« Cristo geriet ins Stocken. Er hatte nie von Versuchen gehört, den Turm zu begradigen.

»Der Name Aziza ist dir also auch fremd, oder?« Der junge Mann klang plötzlich unendlich traurig, als er hinzufügte: »Der Turm ist ... er war ein Symbol für ihre Liebe.«

Cristo hob skeptisch seine rechte Augenbraue. »Viele Pisaner sehen im schiefen Turm ein sichtbares Zeichen dafür, dass Pisas große Zeit vorbei ist, aber ganz sicher nicht von Liebe«, murmelte er.

Der Mann zuckte die Schultern, ließ ihn endlich los, erhob sich. Obwohl er jung und sehnig war, ging er mit gesenktem Haupt und hängenden Schultern davon, als schleppe er eine schwere Last mit sich.

»Warte!«, rief Cristo. »Warum hast du den Eremiten überhaupt nach dieser Aziza gefragt?«

»Wer ihre Geschichte kennt, weiß womöglich noch mehr und kann mir helfen ...«

»Helfen, das Geheimnis zu lüften, von dem du sprachst? Warum ist dir das so wichtig?«

»Weil ... weil mein Leben davon abhängt.« Seine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, aber es war traurig wie der Rest der Miene. »Nein«, berichtigte sich der junge Mann, »das ist übertrieben. Nicht mein Leben hängt davon ab, nur mein Glück. Es ist ja ein Irrtum zu glauben, dass das Leben und das Glück unweigerlich zusammengehören. Genauso wenig tun es die Liebe und das Glück. Eigentlich macht nichts so unglücklich wie die Liebe.«

Cristo wusste nichts von der Liebe. Und Glück war für ihn, einen vollen Magen und einen windgeschützten, nicht völlig verdreckten Schlafplatz zu haben.

»Nun, es stimmt«, sagte er, »ich habe noch nie etwas von Aziza gehört. Aber wenn du mir von ihr erzählst, kommt mir vielleicht eine Idee, wer dir weiterzuhelfen vermag, und zu diesem Menschen kann ich dich bringen.«

Der andere blickte ihn erst nachdenklich an, dann nickte er schließlich. »Bevor ich dir von Aziza erzähle, sollte ich mich vielleicht vorstellen.« Er machte eine kurze Pause. »Ich heiße Gabriele.«

Das Zögern vor dem Namen erweckte in Cristo den Verdacht, dass der junge Mann nicht wirklich so hieß. Aber das bekümmerte ihn nicht weiter, er hatte den anderen schließlich auch belogen. Sein Versprechen, ihm zu helfen, war nichts wert. In Wahrheit wollte er Azizas Geschichte nur hören, um doch noch eine Münze aus dem Lederbeutel stehlen zu können.

I.

Das Schandmal der Stadt

1269 - 1276

Wenn in Bugia, jener von schroffen Klippen und mächtigen Bergen umgebenen Stadt in Nordafrika, einem Kind das Leben geschenkt wurde, wurde es in Blumenwasser gebadet. Eine Dienerin lief mit Salz durch den Raum, um die *dschinn* zu vertreiben, jene aus rauchlosem Feuer erschaffenen Dämonen, und nicht weit von der Wiege entfernt brannte ein starkes Feuer, an dem drei Tage und drei Nächte lang kein Mensch vorbeisprechen durfte, ansonsten brachte er Unglück über das Kind. Am allerwichtigsten aber war, dass man dem Kleinen Brot, Zucker und Gold in die Wiege legte: Zucker, damit es freundlich werde, Brot, damit es lange lebe, Gold, damit das Glück ihm lache.

Ja, das geschah, wenn in Bugia, einer der wichtigsten Hafenstädte in Nordafrika, ein Kind geboren wurde – zumindest wenn es das Kind einer reichen Familie war. Die Eltern von Aziza aber waren nicht reich, sie waren so bitterarm, dass ihre Hütte nicht einmal mit Stroh bedeckt war, nur mit Fladen aus getrocknetem Ziegenmist. Die erste Mahlzeit ihrer Mutter nach der Geburt war keine Suppe aus Weizenmehl, Hammelfett und Traubenmus gewesen, und Aziza wurde kein Brot, Zucker und Gold in die Wiege gelegt. Kein Wunder also, dass die Menschen, denen sie in den ersten Jahren ihres Lebens begegnete, sie nicht für freundlich, sondern für verblödet hielten. Sie erwarteten, dass sie bald wie eine der nutzlosen schwarzen

Fliegen dahingerafft werden würde, und glaubten nicht daran, dass sie jemals ihr Glück fände.

Zunächst schienen sie recht zu behalten. Ihre Eltern starben so früh, dass sie sich nicht an sie erinnern konnte – nur manchmal vermeinte sie in ihren Träumen das Echo vom Singen und Lachen der Mutter zu hören. Ihre Tante, die sie nach deren Tod aufnahm, sang und lachte nicht. Sie beklagte sich ständig über das Schicksal, das ihr eine solch nutzlose Last aufgebürdet hatte.

»Wenn du wenigstens gut im Weben wärst!«, rief sie oft, aber in Azizas Händen verknötete sich jeder Faden.

»Wenn du wenigstens ein Kunststück vollbringen könntest!«, jammerte sie, aber die einzigen Kunststücke unter ihrem Dach vollbrachte die einohrige Katze, die noch die schnellste Maus fing.

»Und wenn du wenigstens ein liebreizendes Lächeln hättest«, kam es schließlich, »die Menschen würden nicht achtlos an dir vorbeigehen, sondern dir mehr Geld zustecken.«

Nun, Aziza konnte durchaus lächeln, aber wenn sie am Boden lungerte und bettelte, wie die Tante es befahl, hob sie den Kopf nicht weit genug, um den Menschen, die an ihr vorbeisritten, ins Gesicht zu sehen. Auch ihre Tante lächelte sie sehr oft an, meist entschuldigend, weil sie ihr das Leben schwer machte, aber die bemerkte es gar nicht. »Du taugst einfach zu gar nichts«, erklärte sie nur.

Eines Morgens setzte sie sie wieder einmal in einer der Gassen ab, kam am Abend jedoch nicht zurück, um sie wieder nach Hause zu holen. Auch am nächsten Tag erschien sie nicht.

Aziza, die durch das Labyrinth an Straßen und Gassen unmöglich den Heimweg finden würde, blieb sitzen. Sie kaute tagsüber an Schalen von Feigen, die jemand achtlos weggewor-

fen hatte, und leckte Wasser aus einem undichten Rohr, das vom nächstgelegenen Hamam wegführte. Irgendwo tief drinnen wucherten Schmerz und Angst. Zugleich hoffte sie ganz selbstlos, die Tante würde nun, da sie sie los war, fröhlicher sein, den ganzen Tag singen und lachen. Sie nahm ihr nichts übel. Sie war ja selbst der Meinung, dass sie zu nichts taugte.

Doch ihre Tante und sie irrten sich beide. Aziza hatte durchaus ein großes Talent, obwohl noch niemand davon wusste, und sie verhungerte nicht im Staub der Straße. Stattdessen wurde sie mit nunmehr sechs Jahren ein zweites Mal geboren, und an diesem Tag – oder vielmehr war es die dritte Nacht, die sie mittlerweile im Freien verbrachte – wurde ihr ein Schatz geschenkt, kostbarer als Gold, Brot und Zucker.

Der Mann, der Aziza diesen Schatz anvertraute, war Abelardo Gualandi, ein Pisaner Kaufmann. An dem Tag, da er Aziza ein zweites Leben schenkte, war er zuvor zweimal dem Tod begegnet. In den frühen Morgenstunden gebar seine Frau Riccia nach langen Monaten des Leidens ein Kind, so blau wie der abendliche Himmel, wenn die nahende Nacht fast sämtliches Licht und Wärme verscheuchte, und faltig wie ein Greis, als wäre es im Mutterleib nicht einfach nur gewachsen, sondern unaufhörlich gealtert. Es hatte Kraft für genau sechs Atemzüge, dann war es tot. Die Hebamme, die weniger von Geburten, dafür umso mehr von Zauberei verstand, meinte, es wären besser sieben oder zwölf gewesen. Die Sieben stände für die Unendlichkeit, die Zwölf für Vollständigkeit.

Abelardo befahl ihr zu schweigen. Mit dem leblosen Bündel in den Händen trat er an das Bett seiner Frau. Riccias dunkelbraunes Haar, das ihr sonst in geschmeidigen Locken über den Rücken fiel, klebte am bleichen Gesicht. Sie hatte während der

Geburt viel Blut verloren, viel zu viel Blut, wie die Hebamme mehrmals klagend gerufen hatte. Ihre Kraft reichte gerade noch für eine letzte Frage.

»Lebt es?«, wollte sie wissen, ehe ihr Kopf schwer zurückfiel, sie das Bewusstsein verlor.

»Ja«, sagte er, und er würde nie erfahren, ob sie diese Lüge noch gehört und geglaubt hatte. Ihre Atemzüge zählte er nicht; bis zu ihrem Tod dauerte es noch quälende, keuchende, raselnde Stunden, in denen die Hebamme vergebens versuchte, den fortwährenden Blutfluss zu stoppen.

Als sie nicht länger nach Luft rang, legte er das Kind auf jene Brust, nach der es nie schnappen und aus der niemals ein Tropfen Milch quellen würde, und er fühlte sich so trostlos und verzweifelt, dass er sich am liebsten dazugelegt und gewartet hätte, bis der Tod auch ihn holte.

Die junge Bona, die seit zwei Jahren Riccias Dienerin war, breitete erst ein weißes Tuch über ihre Herrin aus, dann ein weiteres über das blaue Kind. Sie weinte immerzu und klagte: »Wenn sie wenigstens in Pisa hätte sterben können. Pisa war doch ihr Zuhause.«

Mehr sagte sie nicht, aber er konnte all die Fragen hören, die ihr auf den Lippen lagen. Warum war er ständig unterwegs, anstatt das Leben in seinem prächtigen Palazzo zu genießen? Warum zog es ihn ausgerechnet in das Land der Heiden, obwohl die Kirche wetterte, man solle keinen Handel mit ihnen treiben? Und warum war Riccia bloß nicht stark genug gewesen, ihm laut zu trotzen, und er so blind, dass er nicht bemerkte, wie sie es leise tat – indem sie ständig kränkelte, meist im Bett lag?

»Ich ... ich bin doch ein Kaufmann«, stammelte Abelardo. »Und ein Kaufmann reist. Es war ihre Entscheidung, mich zu begleiten.«

Bona weinte noch mehr, sagte nichts mehr, aber Abelardo wusste auch so: Riccia hatte ihn nicht begleiten wollen, es jedoch tun müssen, um ihn überhaupt noch zu Gesicht zu bekommen.

Was ihn im Übrigen in ferne Städte trieb, ob Damietta und Alexandrien, Kairo und nun eben Bugia, war nicht nur die Gier eines Kaufmanns. Er verkaufte zwar Weizen aus Sizilien gegen Gold aus Ghana, Holz und Eisen gegen Kupfer und Salz, Olivenöl und Wein gegen Tierhäute. Seine wahre Gier aber galt etwas anderem, und dem jagte er nicht nur selbst nach, er hatte Riccia dabei stets hinter sich hergezerrt. Am Ende hatte es ihm aber bloß ein totes Weib, einen toten Säugling und ein klaffend leeres Herz eingebracht.

Er schaffte es nicht, in dessen Abgrund zu schauen. Er schaffte es nicht einmal, die tote Frau und das tote Kind unter den Leinentüchern liegen zu sehen. Hastig floh er aus dem Haus – eines der prächtigsten im Fondaco der Pisaner, wie man an der Küste Nordafrikas die Stadtviertel der ausländischen Händler nannte. Man fand dort alles, was man zum Überleben brauchte und was das Leben obendrein annehmlich machte: Herbergen und Handelskontore, Lagerräume und Kirchen, Fleischereien und Bäckereien. Nur das, was Abelardo suchte, ließ sich heute nirgendwo finden. Er hoffte nicht einmal auf Trost oder Seelenfrieden, er hoffte auf einen Funken Gewissheit – nicht größer als ein Senfkorn –, dass er in seinem Leben nicht alles falsch gemacht hatte, dass er nicht sinnlos dem falschen Schatz nachgejagt war.

Er hatte zum Hafen gehen wollen, um sich vom Anblick des Meeres bestärken lassen. Ob es nun bedrohlich rauschte oder türkis glitzerte – mit jedem Wellenschlag bewies es, dass des Menschen Geist für die Weite gemacht ist, nicht für die Enge.

Doch der eigene Geist schien ein paar Schritte vor oder hinter ihm zu gehen, und er selbst war eine Hülle, die bald nur mehr den Wunsch verspürte, in einer ärmlichen Gasse von einem Dieb gemeuchelt zu werden.

Leider war hierzulande auf Diebe kein Verlass. Im fernen Byzanz gab es ununterbrochen Überfälle, Messerstechereien und Plünderungen, weil die Pisaner den Venezianern nichts gönnten und die Venezianer nichts den Genuesen. Im heidnischen Nordafrika aber galten die christlichen Händler als Gäste, und wer ihnen unrecht tat, wurde genauso hart bestraft, als hätte er die Hand gegen seinesgleichen erhoben. Einem Dieb begegnete er also nicht, in eine ärmliche Gasse geriet er allerdings schon. Er musste den Kopf einziehen, weil so viele Lumpen zum Trocknen aufgehängt waren, riss dennoch einen mit sich und sah nun nichts mehr. Erst als er fast über einen Köter fiel, der aufsprang, knurrte, die Zähne fletschte, danach aber leider floh, anstatt ihn totzubeißen, zog er den Lumpen wieder vom Gesicht. Wenige Schritte später stolperte er dennoch wieder – diesmal über ein Bündel Stoff. Bis er erkannt hatte, dass sich unter dem Bündel ein Mensch befand, war er schon dem Kopf voran auf den Boden gekracht, und es wurde schwarz um ihn.

Als er wieder erwachte, schien der Himmel auf ihn zu fallen und zu zerbrechen, als wäre er aus Glas. Allerdings schnitt sich keine Scherbe in seine Haut, stattdessen fühlte er eine Hand, eine weiche, kleine Hand, die ihn vorsichtig anstupste. Natürlich gelang es dieser Hand nicht, ihn auf den Rücken zu wälzen, dazu war sie zu schwach. Er versuchte es selbst, schaffte es allerdings ebenfalls nicht, ein Stöhnen entfuhr ihm. Immerhin konnte er die Augen aufschlagen, und als er das Mädchen musterte, das da vor ihm kauerte, vergaß er fast, dass er heute zwei-

mal dem Tod begegnet war. Das Mädchen mochte dreckig sein, das schwarze Haar vor Schmutz starren, es war viel zu dünn für seine Größe und das Gesicht vom fahlen Ton eines Menschen, der niemals aufs offene Meer geschaut, den salzigen Wind eingesogen hatte. Aber ihre Züge waren von solchem Ebenmaß, das er bislang nur den berühmten Pisaner Bauwerken, strikt nach den Gesetzen der Geometrie erbaut, zugesprochen hatte. Und was noch mehr als diese Schönheit seine Lebensgeister weckte, war ihr Blick, der mehr Neugierde auf das Leben verriet als Angst.

Was sie wohl sah, wenn sie ihn betrachtete? Hielt sie ihn für einen Kranken, einen Betrunkenen? Nun, als Christ war er nicht zu erkennen, denn er hatte heute vergessen, sich den hellen Gürtel anzulegen und das Kreuz umzuhängen, wie es vorgeschrieben war. Ganz sicher hielt sie ihn für alt, waren seine Haare, obwohl buschig, doch längst von weißen Fäden durchzogen, die Haut, die sich über spitze Wangenknochen und eine nicht minder markante Nase spannte, von Luft und Sonne gerbt und gefurcht. Wobei es nicht das war, was ihre Aufmerksamkeit auf sich zog.

»Deine Augen sind ja blau«, stellte sie fest, »blau wie das Meer.«

Er richtete sich etwas auf, stellte fest, dass ihre Augen schwarz waren – und nicht nur Neugierde darin stand, sondern auch Güte. Jede andere hätte seinen Leib nach Schmuck oder Geldmünzen abgetastet, hätte ihm die rote weiche Mütze vom Kopf gezogen und die seidigen Hosen von den Beinen, doch das Mädchen streichelte in einem fort über sein Gesicht, warnte schließlich: »Du solltest nicht hier sein, sonst wird man dich bestehlen.«

Rührung überkam ihn, weil ihr an seinem Wohl mehr zu

liegen schien als an dem eigenen. »Für dich ... für dich ist es doch auch gefährlich, hier zu sein.«

»Warum?«, fragte sie ehrlich erstaunt. »Ich habe nichts, was man mir nehmen könnte. Meine Tante sagt immer, jemand wie ich wäre der Staub, der anderen an den Sohlen klebt.«

Wie konnte man Derartiges zu einem so hübschen Kind sagen! Die Wut, die ihn auf die Tante überkam, gab ihm die Kraft, sich endgültig aufzusetzen, sich umzublicken. Die Häuser standen hier so dicht nebeneinander, dass kaum mehr als zwei Menschen auf einmal durch diese Gasse gehen könnten, der Köter, über den er vorhin gestolpert war, war wieder näher gekommen, knurrte aber nicht. Wahrscheinlich hockte er häufig bei Verhungerten und wartete geduldig darauf, bis sie starben und er sich an ihnen gütlich tun konnte.

Er aber würde nicht sterben. Und dieses Mädchen, so entschied er jäh, würde auch nicht sterben. Er tastete sein Wams ab, fand ein Ledersäckchen und holte Nüsse und Feigen heraus. Beides wurde hierzulande Ziegendreck genannt, doch er fand, dass es gut schmeckte und vor allem satt machte. Das Mädchen war lange nicht satt gewesen, vielleicht noch nie. Als er ihr das Essen reichte, blickte es ihn kurz fragend an, machte sich dann schmatzend darüber her. Auf Abelardos Lippen lag die Frage, wie sie hieß, aber noch stellte er sie nicht.

So war es schließlich sie, die als Erstes wieder sprach. »Dass du blaue Augen hast, verrät, dass du nicht von hier stammst. Warum beherrschst du dennoch meine Sprache?«

»Ich bin Pisaner, und die Pisaner rühmen sich, viele Sprachen zu sprechen. Ich verstehe sogar derer alle.«

»Alle Sprachen der Welt?«

»Nun ja, alle, die ich jemals gehört habe, habe ich auch zu lernen versucht. Auf diese Weise habe ich meinen Schatz gemehrt.«

»Welchen Schatz?«

Er ging nicht darauf ein. »Deine Sprache habe ich mir übrigens angeeignet, um den Koran nicht nur in der Übersetzung zu lesen, auch im Original. Du weißt doch, was der Koran ist, oder? Das Heilige Buch der Muslime! Wenn du hier geboren wurdest, bist du auch eine von ihnen.«

Sie starrte ihn fragend an. Wie war es möglich, dass in ihrem Blick so viel Hunger auf die Welt stand, wenn ihr Geist zugleich so leer schien? Aber vielleicht war das nicht widersinnig, denn wo es viel Leere gab, gab es auch viel Platz, diese zu füllen.

Er rappelte sich auf, begann zu sprechen, erklärte dem Mädchen, so wie er es Riccia so oft zu erklären versucht hatte, was ihn in die Welt trieb. Es war nicht der Handel mit teuren Waren, es war der Handel mit Wissen. Dieses galt es unaufhaltsam zu vermehren. Das Gute war, dass man es tauschen konnte – zum Beispiel, indem er mit Rabbinern und Muftis disputierte –, ohne etwas dabei zu verlieren. Man konnte auch Wucher treiben, ohne Angst vor der Höllenstrafe zu haben, und selbst geringster Einsatz erbrachte mannigfaltige Zinsen. Das Vermögen, das man sich verdiente, konnte man zwar nicht einfach in einer dunklen Lagerhalle absperren, man musste sich stets aufs Neue vergewissern, dass man es noch besaß. Aber anders als ein Beutel Münzen ging der Wissensschatz nie zur Neige – selbst wenn man ihn mit vollen Händen ausgab.

Riccia hatte nie verstanden, was er meinte. Sie wollte in Pisa bleiben, schöne Kleider tragen, auf den Marktplatz gehen und Schmuck kaufen. Ob das Mädchen ihn verstand, wusste er nicht, es starrte ihn nur mit offenem Mund an.

»Wie gesagt: Ich habe den Koran gelesen und die Bibel, den Talmud und die Schriften vieler Philosophen. Und ich bin

überzeugt, dass Gottes Botschaft nicht nur etwas ist, wofür wir unser Herz öffnen müssen, sondern das auch unsere Vernunft erfassen kann. Diese Vernunft ist ein Schatz, noch kostbarer als Münzen aus Gold. Würden Menschen sie wie diese horten, es würde keine Gewalt mehr geben, keinen Streit, keine Kriege, es würde keinen ...«

Er brach ab, denn etwas schnitt in seine Gedanken, einem Splitter gleich.

Den Tod aber würde es immer noch geben, dachte er. Der Tod ist stärker als die Vernunft.

Gerade erst heute hatte der ihm seine Fratze gezeigt, hatte ihn daran gemahnt, dass er – sein geschliffener Verstand hin oder her – irgendwann zu Staub werden würde.

Dieser Gedanke tat so weh, dass er unvermittelt jene Frage stellte, die er vorhin vermieden hatte. »Wie heißt du?«

»Aziza.«

Er wiederholte den Namen einmal, mehrmals, und sie lauschte mit der gleichen Verwunderung, mit der sie vorhin seinen Worten gelauscht hatte.

Schrecken, Hoffnungslosigkeit, Trostlosigkeit überkamen ihn. Allerdings spiegelte sich nichts davon in den dunklen Augen des Mädchens. Es sah ihn immer noch neugierig an, schien von dem Tod zu wenig zu wissen, um ihn zu fürchten – oder vielleicht zu viel.

Und plötzlich kam ihm ein Gedanke. Wenn man in einem solchen Mädchen die Vernunft erweckte, konnte man zwar nicht dem Tod trotzen, jedoch allen Menschen bekunden, dass diese Vernunft eine unerschöpfliche, niemals versiegende Quelle war. Man konnte beweisen, dass sie wirklich in jedem wohnte, sogar in einem Heidenkind, in einem Wesen, das dreckig war und in Lumpen steckte.

Der König braucht eine Krone, der Händler Gold, der Krieger ein Schwert, dachte er, aber die Vernunft ist die größte Macht, sie bedarf keiner schillernden Insignien, sie bedarf nur dieses wachen Blickes.

Anstatt seiner Idee Zeit zum Reifen zu geben, rappelte er sich auf, streckte ihr die Hand entgegen und sagte: »Komm mit.«

Sie hatte wohl erwartet, er würde weiterhasten, starrte verwirrt auf seine Hand, nahm sie schließlich zögerlich.

Er zog sie hoch und ging in die Hocke, damit er ihr geradewegs ins Gesicht schauen konnte. »Willst du ... willst du künftig bei mir leben?«, fragte er. »Willst du mir helfen, meinen Schatz zu mehren?«

Aziza war nicht sicher, ob sie seine Frage richtig verstanden hatte. Eigentlich war sie sich schon die ganze Zeit über unsicher gewesen, wovon er redete. Ihr fiel es schwer, sich vorzustellen, wie die Vernunft aussah. Am ehesten, kam sie zu dem Schluss, glich sie wohl Ameisen. Diese vermehrten sich ebenfalls unablässig, und wenn man ein paar zerquetschte, kamen neue nach. Allerdings krabbelten über das Gesicht des Mannes keine Ameisen, und über seinen Leib auch nicht. Sie entdeckte dort jedoch etwas anderes, sehr Merkwürdiges: dass sein Bauch nämlich die Form eines Vierecks hatte. Alle Bäuche, die sie bislang gesehen hatte, waren ausschließlich rund gewesen. Zögernd hob sie die Hand, berührte den Bauch. Er war nicht nur viereckig, er war hart.

»Was ist das?«

Der Kaufmann folgte ihrem Blick, zog etwas unter dem Wams hervor. Und nun erkannte sie es – sein Bauch war nicht viereckig, nur dieses Ding, das er bei sich trug. Was es war,

wusste sie nicht, seine Oberfläche fühlte sich jedenfalls warm an.

»Was ist das?«, fragte sie wieder, und ihr Erstaunen wuchs, als der Kaufmann das Ding öffnete. Es bestand aus dünnen gelblichen Blättern, die von Zeichen übersät waren. Entfernt erinnerten sie sie an die Spuren, die Tiere im Staub hinterließen, der Hund, das Huhn, die Katze. Doch als sie sich darüberbeugen wollte, sie eingehender betrachten, schlug er das Ding wieder zu.

»Das ist ein Buch«, sagte er, »ich ... ich werde dich lehren, Bücher zu lesen. Ich werde dich auch lehren, Bücher zu schreiben. Ich werde dich mit nach Pisa nehmen, werde dir alle Sprachen beibringen, die ich kenne, und dafür sorgen, dass du noch mehr lernst. Ich werde der Welt beweisen, dass es kein Fehler ist, auf die Vernunft zu setzen. Allerdings ist dieses Buch kein gewöhnliches. Nicht jeder kann es lesen ... nicht jeder *darf* es lesen.«

Das Gebilde war also ein Buch. Aziza war dankbar, dass sie nun mehr wusste als zuvor, allerdings wusste sie immer noch viel zu wenig, um zu erkennen, welchen Zweck ein solches Ding erfüllte. Erst recht hatte sie keine Ahnung, ob er das Angebot, bei ihm zu leben, ernst meinte und was sie davon halten sollte. Ihr Blick ging zu ihrem staubigen Plätzchen, wo sie die letzten Tage über gekauert hatte, armselig zwar, aber vertraut. Sie kannte alle Köter hier, obwohl die meisten sie ankläfften, auch die anderen Bettler, obwohl die meisten sie beschimpften.

»Kommst du nun mit?«, fragte der Kaufmann.

Eine Weile war sie nicht sicher, ob sie es wollte. Dann war sie sich nicht sicher, ob sie konnte. Als sie einen Schritt machte, drohten ihre schwachen Beine jedenfalls nachzugeben. Da aber hielten seine Hände sie schon fest, kräftige, gleichwohl weiche

Hände, ganz ohne Schwielen. Er hob sie mühelos hoch, presste sie an seinen warmen Leib, trug sie mit sich. Sie fühlte sich beschützt, wie sie sich noch nie beschützt gefühlt hatte – höchstens, wenn ihre Mutter sang oder lachte. Aber das Echo dieses Klangs wurde selbst in ihren Träumen immer leiser, während das, was sie eben erfuhr, kein Traum war. Und auch wenn der Kaufmann nicht sang und lachte – er versprach erneut, ihr die Welt zu erklären, und das war ihr genauso recht.

»Ja«, sagte sie, »ja, ich will mit dir kommen ... bei dir leben ... alles lernen ...«

Ihr Gesicht sank gegen seine Brust. Sein Geruch war fremd, aber angenehm. Sie hörte sein Herz pochen, vielleicht war es auch ihr eigenes. Zärtlich strich er ihr über den Kopf.

»Du wirst nun frische Kleidung bekommen, etwas zu essen, ein weiches Bett ...«

Aziza wusste nicht, was ein weiches Bett war. Erst recht hatte sie nie so ein schönes Haus gesehen wie das, in dem sie wenig später ankamen. Vor Staunen stand ihr der Mund offen.

Wer nicht minder staunte, war die junge Frau, die sie erwartete, die Dienerin Bona, der der Kaufmann den Befehl erteilte, sich um dieses fremde verwahrloste Mädchen zu kümmern.

»Großer Gott! Ihr habt über den Tod von Frau und Kind den Verstand verloren!«

Erstaunlicherweise klang sie nicht entsetzt, eher erleichtert, war sie offenbar der Meinung, dass der Verstand nicht so wichtig war wie das Herz. Dass sie selbst ein sehr großes hatte, zeigte sich, als sie dem Kaufmann das Mädchen abnahm, mit ihm in die Küche ging und es dort mit Naschwerk zu füttern begann, so süß, dass Aziza vermeinte, die Zunge würde vor lauter Wohlgefühl platzen.

Ja, bei Azizas zweiter Geburt gab es kein Gold, kein Brot –

aber überreichlich Zucker. Und das bedeutete, dass ihr das Glück vielleicht nicht immer geneigt sein und sie kein langes Leben haben, dass sie aber ein freundlicher Mensch sein würde. Sie bewies es noch an diesem Abend, als sie Bona einen Kuss auf die Wange hauchte und sie dankbar anlächelte. Dass sie auch so klug war, wie der Kaufmann erhoffte, stellte sich dagegen erst viele Jahre später heraus.



Eine Woche nachdem Riccia gestorben war, kehrte Abelardo mit Aziza und Bona zurück nach Pisa. Aziza blieb nicht das einzige Waisenkind, das er danach in seinem dortigen Palazzo aufnahm. Im Laufe der nächsten Jahre – er ging nun weitaus seltener auf Handelsreise – kamen weitere hinzu, alles Sklavenkinder, die er freikaufte. Leider blieben diese Kinder nur kurz. Ein Junge mit schneeweißem Haar sehnte sich so schmerzlich nach seiner Heimat im Nordosten, dass Abelardo ihn dorthin zurückschickte. Ein Mädchen, dessen Haut fast schwarz war, konnte sich nicht an seine Heimat erinnern, hatte aber so schreckliche Angst vor jedem Mann, dass er sie am Ende Nonnen anvertraute. Welche Haut- und Haarfarbe die anderen drei hatten, wusste Aziza später nicht mehr – nur, dass sie die erste Gelegenheit, die sich zur Flucht bot, nutzten. Abelardo schüttelte den Kopf über ihre Dummheit und ließ sie erst gar nicht suchen. Hauptsache, Aziza blieb – wobei Aziza ihn von allen zunächst am meisten enttäuschte.

Gewiss, sie hatte zu lesen und schreiben gelernt, tat alles, was man von ihr verlangte. Allerdings, mäkelte Marcantonio – als Lehrer an den öffentlichen Schulen der Stadt hatte er so wenig verdient, dass er liebend gerne für einen deutlich höheren Ver-

dienst Aziza unterrichtete –, allerdings zeigte sie an nichts von sich aus Interesse.

Als die beiden Männer eines Tages über sie redeten, hielt sich Aziza im selben Raum auf und tat wie immer so, als würde sie nicht lauschen, obwohl sie sich jedes Wort einprägte. Es stimmte nicht, was Marcantonio behauptete – dass alles sie kaltließe. Sie brannte durchaus für das Lernen, sie war nur daran gewohnt, sich unauffällig, nahezu lautlos zu verhalten.

»Hat sie denn nicht schon erste Worte Latein gelernt?«, fragte Abelardo soeben.

»Nicht nur die ersten Worte, sie kann ganze Sätze aus der *summa grammaticalis* übersetzen.«

»Und mit Griechisch habt ihr auch begonnen, nicht wahr?«

»Sie liest mittlerweile mühelos alle Buchstaben, mit dem Hebräischen wird sie sich nicht schwerertun.«

»Und es stimmt doch auch, dass sie etliche Gedichte rezitieren kann?«

»Bereits alle, die von Guido Guinizelli verfasst wurden, oder zumindest die, die ich von ihm kenne.«

»Dann verstehe ich nicht, was Euch bekümmert.«

Marcantonios Gesichtsausdruck war wie so oft etwas verdrossen. Er teilte Abelardos Überzeugung, dass jeder Mensch Vernunft besäße, doch während der Kaufmann daraus die Hoffnung zog, dass jeder Mensch diese Vernunft irgendwann auch nutzen würde, hielt er die Trägheit des Geistes für größer als den Eifer. »Ihr seid doch nicht nur selbst Kaufmann, sondern auch der Sohn eines solchen«, gab Marcantonio zurück. »Welches war die längste Reise, die Euer Vater jemals unternommen hat?«

»Ich denke, sie führte ihn nach Sizilien, um Getreide zu kaufen.«

»Nicht auch Zucker?«

»Zucker wird in Sizilien nicht mehr angebaut, seitdem die Sarazenen, die etwas davon verstanden haben, von dort vertrieben worden sind.«

»Aber Ihr handelt doch mit Zucker.«

»Ja, weil ich anders als mein Vater nicht nur nach Sizilien gereist bin, ich habe mir die *licentia intrandi terras sarracenorum* eingeholt, die Erlaubnis des Papstes, mit den Heiden zu handeln. Deswegen kam ich ja bis nach Bugia.«

»Ihr hattet also keine Angst vor der Fremde, habt Euch nicht damit begnügt, in die Länder zu reisen, die Euch der Vater zeigte. Und seht Ihr, das meine ich.«

Aziza hatte keine Ahnung, was Zucker mit ihrem Lerneifer zu tun hatte. Sie freute sich immer noch, wenn Bona ihr heimlich Naschwerk zusteckte, aber wahrscheinlich hätte sie auch ohne dieses Fortschritte im Griechischen und Lateinischen gemacht. Warum nickte Abelardo trotzdem bekümmert, ließ ihre Angst anschwellen, die sie nie ganz hatte abschütteln können – dass er ihrer eines Tages überdrüssig würde, weil sie zu einfältig war, dass er sie zurückschickte in den Staub, aus dem sie gekommen war?

»Nun gut«, fügte Marcantonio hinzu, »eine Sache mag beweisen, dass sie nicht einfach nur gehorsam, sondern auch strebsam ist.« Er machte eine kurze Pause. »An dem Tag, da sie Euch das erste Mal begegnet ist, habt Ihr offenbar ein Buch bei Euch getragen. Sie fragt beständig, wann sie dieses Buch lesen darf.«

Abelardo ließ den Blick auf ihr ruhen, woraufhin Aziza prompt den Kopf einzog. Sie konnte nicht länger in seiner Miene lesen, jedoch deutlich hören, was er sagte. »Dieses Buch darf sie unter keinen Umständen lesen. Schon damals habe

ich gesagt, dass es nicht jedermann bestimmt ist. Was ich verschwiegen, war, welche Folgen es hätte, würde der Falsche darin lesen. Dieses Buch ist ... gefährlich.« Er machte eine Pause, senkte die Stimme. »Mehr noch: Es ist nahezu tödlich für einen Menschen, dessen Verstand nicht genügend geschult ist, um es zu begreifen.«

Aziza schlug das Herz noch höher, die Angst wuchs. Wenn Abelardo ihr tatsächlich zutraute, solchen Unsinn – dass Bücher töten könnten – zu glauben, würde er sie wohl wirklich nicht mehr lange bei sich leben lassen! Wenn er sie allerdings verjagte, wollte sie zuvor wenigstens einen Blick in das geheimnisvolle Buch werfen.

Wenig später trug Marcantonio ihr ein paar Grammatik- und Logikübungen auf, verkündete, dass er ihr morgen zeigen würde, wie man einen Geschäftsbrief verfasste, und zog sich zurück, um sich in der Bibliothek im Erdgeschoss seinen eigenen Studien hinzugeben. Aziza blieb sitzen, erledigte brav alle Aufgaben, stand dann aber auf. In der Bibliothek konnte sie schon mal nicht nach Abelardos Buch suchen, weil dort Marcantonio saß. Wenn Abelardo es wiederum wie so häufig bei sich trug, wäre es erst recht unmöglich, einen Blick darauf zu erhaschen. Allerdings vermutete sie, dass er es in seinem Gemach zurückließ, wenn er seinen Geschäften nachging.

Dieses Gemach hatte Aziza nie betreten, so wie sie auch manch anderen Raum von Abelardo Gualandis Stadthaus nicht kannte. Es bestand aus einem hohen Turm, von dem aus einst Kämpfe ausgefochten worden waren, wo man mittlerweile aber wohnte, und etlichen weiteren Gebäuden – Lagerhallen, dem Stall, dem Speicher und der Küche. In der Küche war sie regelmäßig, weil Bona ihr dort ihr Essen gab, im Hof zwischen Küche und Wohnturm nur selten, noch nie war sie ein Stock-

werk höher gestiegen, wo Abelardo seit Riccias Tod ganz für sich allein wohnte.

Sie vermutete, dass ein Mann, der stets edel gekleidet war – vorzugsweise in Rot, weil das die Farbe von Pisas Wappen war –, auch in einem entsprechend edel eingerichteten Zimmer lebte. Als Aziza sich nach langem Zögern aber endlich überwand, emporzusteigen, die Tür zu öffnen und einzutreten, gab es nichts Farbenprächtiges, an dem sich ihre Augen festhalten konnten. Der gemauerte Kamin war grau, die hölzerne Truhe, die in der Wandnische gegenüber stand, braun, die von Ornamenten übersäten Wandteppiche waren in dunklem Blau gehalten. Und es fehlte nicht nur an bunten Farben, da war auf den ersten Blick auch kein Buch. Auf dem einzigen Tischchen lag nur eine Pergamentrolle, die weitere Erinnerungen weckte, diesmal an die Schiffsfahrt von Bugia nach Pisa, als Wellen gegen den Bug geklatscht waren und Abelardo ihr ein Portulan, eine Seekarte, gezeigt hatte. Gleich neben dem Portulan lag ein Gebilde, das sie auch schon einmal gesehen hatte und dessen zuckende Nadel die Aufgabe hatte, auf dem Meer die Richtung anzugeben. Ob dieses Ding einen Namen trug, wusste Aziza nicht. Sie hatte nicht nachgefragt, hatte sie doch herausgefunden, dass man die meisten Antworten von selbst bekam, wenn man nur geduldig genug war. Auch jetzt war sie geduldig, suchte und suchte, fand schließlich das Buch. Es lag geradewegs unter der Pergamentrolle.

Mittlerweile wusste sie, dass das Leder, mit dem es eingebunden war, nicht irgendein Leder war, es war Corduanleder von den Balearen, besonders fein und besonders strapazierfähig. Sie strich darüber, zuckte gleich wieder zurück. Konnte es sein, dass das Leder vergiftet war und das Buch deswegen als tödlich galt? Aber Abelardo hatte es ja oft genug gehalten,